



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kleinere Mitteilungen.

Ein einheitliches evangelisches Kirchengesangbuch. Schon früher habe ich in den Grenzboten (Jahrgang 1887, II. S. 222) auf die Zersplitterung der deutschen evangelischen Kirche und insbesondere darauf hingewiesen, daß es noch nicht einmal gelungen ist, ein einheitliches evangelisches Kirchengesangbuch für Deutschland überhaupt oder wenigstens für Preußen ins Leben zu rufen. Diese Frage wird um so brennender, als nach der neuesten Entwicklung der Dinge die Zahl der schon in Gebrauch befindlichen Gesangbücher immer noch zu wachsen droht, indem die „fakultative“ Einführung eines neuen Gesangbuches in Hannover vor mehreren Jahren dort die Zahl der geltenden Gesangbücher von neunzehn auf zwanzig gebracht hat und im Konfistorialbezirk Kassel augenblicklich der gleiche Versuch mit entsprechend gleichem Erfolge angestellt werden zu sollen scheint. Freilich sind diese Versuche zunächst nicht aus dem Bedürfnisse, an Stelle der verschiedenen üblichen Gesangbücher ein einziges zu setzen, hervorgegangen, sondern man will vor allem an die Stelle von Gesangbüchern, deren Inhalt an maßgebender Stelle nicht zuzusetzen ist, ein neues, den dort herrschenden Ansichten entsprechendes Gesangbuch einführen, welches in zweiter Linie auch vielleicht mit der Zeit das alleinige Gesangbuch werden könnte. Da aber hierdurch die ganze Sache von vornherein einen Partei-anstrich bekommt und der zur Durchführung eines so großen Werkes notwendigen begeisterten Mitwirkung aller Parteien entbehren muß, so ist es selbstverständlich, daß im andern Lager sofort, wenn auch zum Teil völlig grundlos, der Geist des Widerspruchs geweckt wird und dadurch die selbstverständlich nur „fakultativ“ mögliche Einführung eines neuen Gesangbuches nur zur Vermehrung der herrschenden Zersplitterung dient. Welche bedauerlichen Zustände aber werden dadurch hervorgerufen, daß in ein und derselben Kirche gleichzeitig zwei Gesangbücher gebraucht werden! Einerseits beschränkt es den Geistlichen in der Auswahl der zu singenden Lieder, da er nur solche nehmen darf, die in beiden Gesangbüchern stehen, andererseits wirkt es störend, daß die Lieder nach mehr oder weniger verschiedenen Texten gesungen werden. Soll also ein neues Gesangbuch eingeführt werden, so muß es vor allen Dingen von dem Gesichtspunkte aus bearbeitet werden, die in der evangelischen Kirche herrschende Zersplitterung zu beseitigen, damit alle Parteien, welche noch Sinn für kirchliches Leben haben, daran mitarbeiten können, und statt einer „fakultativen“ eine allgemein gleichzeitige Einführung (natürlich mit der erforderlichen Uebergangszeit) stattfinden kann. Ohne etwas Zwang ist eine solche Aenderung undurchführbar, dieser Zwang verliert aber seine Härten, wenn er mit möglichst allgemeiner Zustimmung beschossen wird. Daß die Einführung eines einheitlichen Gesangbuches gleichzeitig zur Beseitigung mancher Schwächen der jetzt im Gebrauch befindlichen Gesangbücher dienen könnte, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden. Eine Menge von den Gesangbüchern, die wir jetzt gebrauchen, verdankt ihre Entstehung dem Ende des vorigen Jahrhunderts und der damals herrschenden „Aufklärung,“ welche allerdings ab und zu scherzhafte Blüten trieb. So hat man z. B. in einem Gesangbuche den Anfang des schönen Liedes:

Nun ruhen alle Wälder,
Bieh, Menschen, Städt' und Felder;
Es schläft die ganze Welt.

dahin umgeändert:

Schon ruhet in den Feldern,
In Städten und in Wäldern
Ein Teil der müden Welt,

weil es nicht wahr sei, daß die ganze Erde schlafe, vielmehr die Sonne, wenn sie bei uns untergegangen ist, die andre Erdhälfte gerade zu neuem Leben erwecke. Aber man sieht anderseits mit mehr Geringschätzung, als nötig ist, auf jene Zeit herab, die doch auch ein reges, wenn auch von dem unsrigen verschiednes christliches Leben hatte, wie sie das darin zeigte, daß allerorten neue Gesangbücher geschaffen wurden und daß die unter ihrer Einwirkung groß gewordenen Männer in mehr als einem Kirchengebiet die Union der evangelischen Kirchen durchführen konnten. Und was die Texte der Kirchenlieder anlangt, so ist das wohl klar, daß Verse wie:

Herr, wie stinken meine Wunden,
Und gefunden
Wird darin des Eiters viel

den geläuterten Ansprüchen schon der damaligen Zeit nicht mehr entsprachen und noch viel weniger unserm Geschmack entsprechen dürften. Auch wird niemand behaupten wollen, daß z. B. das schöne evangelische Kampflied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ noch in einem Gesangbuche aufgenommen werden könnte, wenn man ihm seine zweite Zeile: „und steuer des Papsts und Türken Mord“ unverändert ließe. Einer gewissen Begründung entbehrt es also nicht, wenn man nicht alle alten Kirchenlieder im Urtexte aufnahm, mochte man auch vielfach, wie das oben angegebene Beispiel beweist, zu weit gehen.

Eben so sehr wie jetzt, wo in erster Richtung Parteianschauungen bei Einführung neuer Gesangbücher maßgebend sind, der Widerspruch der andern Parteien herausgefordert wird, ebenso würde dieser verschwinden, wenn eine große Idee, wie die Vereinigung der deutschen Protestanten, als das maßgebende für die Einführung aufgestellt würde. Einzelne Personen würden selbstverständlich immer widersprechen; deren Widerstand aber würde unter allgemeinem Beifall gebrochen werden. Auch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versuchten in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands einige alte Bürger der Einführung eines neuen Gesangbuchs dadurch Widerstand zu leisten, daß sie beharrlich die aufgesteckten Nummern aus dem alten Gesangbuche zu singen versuchten. Der laute Gesang der gesamten übrigen Gemeinde und die Orgel, welche mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften mitwirkte, brachten aber diesen Widerstand nach wenigen schwachen Versuchen zum Schweigen. Heutzutage möchte es kaum solcher kräftigen Mittel bedürfen.

Ein allgemeines Gesangbuch auszuarbeiten ist nicht schwieriger als die Ausarbeitung eines solchen, welches eine kleinere Anzahl von Gesangbüchern ersetzen soll. Ich denke mir die Arbeit so. Man stelle zunächst diejenigen Lieder zusammen, welche schon jetzt in allen Gesangbüchern enthalten sind. Die Zahl dieser Lieder wird nicht gering sein, wenn man auch jetzt infolge der Umarbeitung des Textes manches Lied kaum wiedererkennen würde. Diese Lieder gebe man im Urtexte, und sollten sich darin Stellen finden, welche, wie die oben gegebenen Beispiele darthun, jetzt unzulässig sind, so wird sich wohl ein Dichter finden, der die passende Aenderung zu machen wissen würde. Denken wir nur an Gerok. Ferner wird sich in jedem Gesangbuch eine Anzahl von Liedern finden, welche nicht mehr in Gebrauch sind und deren Aufnahme daher nicht weiter gewünscht wird. Damit verringert sich die Zahl der aufzunehmenden Lieder bedeu-

tend. Endlich prüfe man diejenigen, welche nicht in allen, aber in den meisten Gesangbüchern vorkommen, und füge diese der herzustellenden Sammlung bei. Damit wird man die Sammlung abschließen können und sicherlich eine genügend reiche Auswahl für alle Bedürfnisse haben. Nun kommen allerdings noch Lieder vor, welche ausschließlich in einzelnen Gemeinden oder kleinern Bezirken in Übung sind und deren Beibehaltung von diesen Kreisen dringend gewünscht wird. Dies würde keine allzugroße Zahl sein, und diese Lieder müßten in einem vielleicht für jeden Konsistorialbezirk auszuarbeitenden Anhang zusammengestellt werden, welcher den für den betreffenden Bezirk bestimmten Abdrucken anzubinden wäre. Wird dann von maßgebender Seite etwas eingewirkt, so werden diese Anhangslieder in ein bis zwei Menschenaltern außer Gebrauch gekommen sein, und dann haben wir endlich ein einheitliches deutsches evangelisches Gesangbuch, obwohl schließlich auch dem Fortgebrauch solcher Anhänge, sofern er nicht ausartet, nichts entgegenstehen würde. Daß eine Einwirkung auf die Gemeinden durch die Geistlichen, die kirchlichen Oberbehörden und die Presse nicht fehlen darf und auch nicht fehlen wird, ist selbstverständlich.

Nun wird allerdings auf die Kosten für die Beschaffung der neuen Gesangbücher hingewiesen, um damit gegen die schnelle Neuerung zu streiten. Ich glaube aber, mit Unrecht. Ein gewisser Spielraum müßte ja für die Einführung gelassen werden, man setze sie z. B. auf einen bestimmten Konfirmationstag. Die Konfirmanden erhalten unter allen Umständen neue Gesangbücher, für diese bleibt es sich gleich, welches Buch anzuschaffen ist. Dann müßten stereotypirte Ausgaben hergestellt werden, welche, da Schriftstellerhonorar nicht zu zahlen ist und überhaupt bei der Ausgabe nichts verdient werden soll, wie wir an den jetzigen „Klassiker-ausgaben“ sehen, zu Spottpreisen verkauft werden könnten. Viele Gemeindeglieder würden sich bei mäßigen Preisen gern die neue Ausgabe des Gesangbuches anschaffen, außerdem haben wir Fonds genug zur Verbreitung von Erbauungsschriften, welche herangezogen werden können, und wenn diese nicht ausreichen, müßte aus kirchlichen Mitteln die erforderliche Summe bewilligt werden, welche nötig ist, um es zu ermöglichen, daß jeder, der es will, seine alten Exemplare gegen neue umtauschen kann.

Daß die verschiedenen evangelischen Bekenntnisse mit ein und demselben Gesangbuche auskommen können, lehren uns die Gebiete, in welchen die Union durchgeführt ist. Warum also noch länger zögern mit diesem Werke der nationalen Einigung? Der deutsche Einheitsdrang hat in den letzten Jahrzehnten viel fertig gebracht, mit seiner Hilfe werden wir auch diese Aufgabe bewältigen, und wenn nicht gleich für ganz Deutschland, dann zunächst für Preußen, dem sich sicherlich eine Reihe von Staaten sofort anschließen wird. Es ist ein gar nicht zu unterschätzendes Einheitsband, wenn man überall im deutschen Reiche sein Gesangbuch brauchen kann, anstatt sich aller paar Meilen ein andres anschaffen zu müssen. Hält man es aber nicht für zeitgemäß, schon jetzt ein einziges evangelisches Gesangbuch zu schaffen, dann darf man wohl an das Kirchenregiment die Bitte richten, daß es einstweilen wenigstens nicht durch Genehmigung der Einführung neuer Gesangbücher für kleinere Bezirke die herrschende Zersplitterung noch vermehre.

—d.

Der Beiname Kaiser Wilhelms. Unter welchem Beinamen wird Kaiser Wilhelm in der Geschichte fortleben? Man sollte denken, darüber könnte gar kein Zweifel aufkommen. Dennoch hat man in den letzten Wochen Stimmen gehört,

die sich dahin aussprachen, daß das erst nach und nach durch den Sprachgebrauch in den Geschichtsbüchern und im Volksmunde festgestellt werden mußte. In einzelnen Veröffentlichungen der jüngsten, so tieftraurigen Zeit machte sich das Bestreben bemerkbar, für den verewigten Herrscher die Bezeichnung „Wilhelm der Große“ einzubürgern.

Nach unsrer Ansicht ist das nicht eine Frage, welche erst noch entschieden werden soll, sondern eine solche, die seit langer Zeit endgiltig entschieden ist. Zunächst ist es nicht richtig, daß hierüber erst die Nachwelt zu bestimmen habe; die großen Männer der Weltgeschichte haben die ehrenden Beinamen, unter denen sie bekannt sind, bereits bei ihren Lebzeiten geführt; ihre Zeitgenossen, die Mitwelt hatte sie ihnen beigelegt. Unseres Wissens ist das bei allen geschichtlich hervorragenden Persönlichkeiten ausnahmslos der Fall gewesen. Bei vielen ist sogar mit größter Bestimmtheit die Gelegenheit anzugeben, wo ein solcher Beiname zuerst angewandt worden ist. So z. B. wurde Friedrich II. von Preußen zuerst bei seinem Siegeszuge in Berlin nach der ruhmreichen Beendigung des zweiten schlesischen Krieges von den Vertretern seiner Hauptstadt als „der Große“ begrüßt. Manche dieser Bezeichnungen haben allerdings später bei der Nachwelt nicht allgemeine Anerkennung gefunden. Wir erinnern an Louis le Grand und Napoléon le Grand. Aber der Name „Wilhelm der Siegreiche“ für den Begründer des neuen deutschen Reiches wird sicher durch die Jahrhunderte fortbauern. Denn der Name ist geschichtlich begründet, und zwar in doppeltem Sinne; er entspricht einerseits den geschichtlichen Thatfachen, andererseits aber beruht seine Entstehung nicht etwa auf der Willkür irgend eines noch so berühmten Schriftstellers, sondern er ist zuerst angewandt worden bei hochbedeutenden Ereignissen, die kein Deutscher vergessen kann, und von Persönlichkeiten, welche wohl Anspruch darauf haben, daß ihre Worte bei Mitwelt und Nachwelt Beachtung finden. Der Beiname ist zuerst gebraucht worden in dem berühmten Briefe, in welchem der damals noch jugendfrische und jugendfrohe Bayernkönig Ludwig II. dem lorbergeschmückten obersten Feldherrn des deutschen Heeres die Kaiserkrone antrug. Mit Beziehung darauf wurde der Beiname zum zweiten male in feierlicher Weise angewandt bei dem großen Gratulationsempfang, der am 1. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles stattfand. Der eigne Schwiegersohn des unversehrten, nun entschlummerten Monarchen, Großherzog Friedrich von Baden, brachte damals das berühmte Hoch auf „Wilhelm den Siegreichen“ aus. Alle Prinzen des königlichen Hauses, alle Fürsten Deutschlands, alle Feldherrn und Führer, die damals in den Brunträumen des Bourbonenschlosses zugegen waren, haben durch den jubelnden Zuruf der Begeisterung dieser Bezeichnung ihm Zustimmung gegeben. Und was das ausschlaggebende ist, der Entschlafene selbst hat beide male diesen Namen huldvoll entgegengenommen. In allen den Jahren, in denen es dem greisen Landesvater vergönnt war, unter seinem Volke zu weilen, ist tausendfach der Name gebraucht worden, und niemals hat der Verewigte auch nur durch ein Wort angedeutet, daß er einen andern wünsche.

Aber wäre das alles auch nicht so, so müßte doch der Herrscher, der in jeder Beziehung einzig dasteht, auch einen Beinamen haben, der einzig dasteht in der Weltgeschichte. Er allein heißt und soll immer heißen: „Wilhelm der Siegreiche.“

Hagen i. W.

R. P.

Das Kaiserdenkmal. Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm sich stets peinlich berührt fühlte, wenn er hörte, daß ihm irgendwo schon bei seinen Lebzeiten ein

Denkmal errichtet werden sollte, und daß in mehr als einem Falle die Verwirklichung dieses Gedankens, obschon er sich stets nur als Ausfluß der reinsten Vaterlandsliebe, der aufrichtigsten Dankgefühle darstellte, an dem ausdrücklichen Einspruch scheiterte, den er erhob, sobald er davon hörte, und den zu mißachten sich von selbst verbot.

Ist es somit bis jetzt unausführbar gewesen, der Nachwelt zu dauernder Erinnerung an die hehre Gestalt des teuern Heimgegangenen sein Standbild in Erz oder Marmor an würdiger Stätte aufzurichten,*) so erscheint es nur natürlich, daß es sich nach seinem Hinscheiden sofort wie ein nationales Bedürfnis geltend gemacht hat, mit der Verwirklichung der Denkmalsidee vorzugehen.

Wir wissen es wohl, in den Herzen von Millionen hat sich Kaiser Wilhelm bereits ein Denkmal gesetzt, aere perennis, aber auch äußerlich will und muß sich, in greifbarer Form, ein Erinnerungszeichen an ihn gestalten. Daß das Bild desjenigen, dem sein ganzes, großes Volk Thränen der Dankbarkeit nachweinte wie einem lieblichen Vater, dessen Hintritt auch außerhalb der Grenzen seines Reiches die Völker tief bewegte, dessen Sarge die Größten und Mächtigsten aus Nord und Süd, aus Ost und West, alle widerstreitenden politischen Interessen vergessend, menschlich trauernd in Demut zu Fuße folgten — daß das Bild eines solchen Monarchen in würdigster plastischer Gestaltung der Nachwelt überliefert werde zu pietätvoller Erhaltung, als ein Nationalheiligtum, ist eine Notwendigkeit.

Im deutschen Reichstage ist dies denn auch sofort zum Ausdruck gekommen. Schon wenige Tage nach der Beisetzung der sterblichen Reste Kaiser Wilhelms wurde aus der Mitte des Reichstages heraus der Antrag auf Errichtung eines Kaiserdenkmals als ein dringlicher eingebracht und auf der Stelle angenommen.

So weit verbreitet und stark aber war das Gefühl dafür, daß durch Aufrihtung eines Denkmals für den Vater des neugeeinten Vaterlandes eine unabwiesbare Ehrenschuld ohne Verzug abgetragen werden müsse, daß ganz unabhängig von jenem Reichstagsbeschlusse, zum Teil schon vorher, die verschiedensten Städte Deutschlands selbständig den Entschluß gefaßt hatten, Kaiserdenkmäler innerhalb ihrer Mauern als Zeugnisse der patriotischen Gesinnung ihrer Bürger zu errichten. So wollen Köln, Elberfeld, Straßburg, Erfurt, Stuttgart und andre Orte selbständig vorgehen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß bis zu dem Augenblick, wo diese Zeilen im Druck erscheinen werden, die Anzahl derjenigen Orte, die das gleiche Bedürfnis empfinden, noch erheblich gewachsen sein wird. Die deutschen Kriegervereine haben den Gedanken angeregt, ihrem unvergeßlichen Kriegsherrn auf dem Kyffhäuser ein Standbild zu errichten, und so regt es sich allerwärts mit jenem feurigen Wettstreit, den nur eine allgemein als groß und der Verwirklichung würdig erkannte Idee anzufachen vermag.

Aber gerade da, wo bei solchem Drange das Gefühl so wesentlich mitspricht, wie hier, liegt die Gefahr nahe, das dabei über das Ziel hinausgeschossen werde. Eine Stimme, welche zur Sammlung, zum ruhigen Zusammenfassen der unaufhaltsam und ungeduldig hervorbrechenden Einzelbestrebungen mahnt, wird daher — so hoffen wir — als berechtigt anerkannt und nicht mißverstanden werden.

Wir begreifen vollkommen, daß man an möglichst vielen Orten durch Gründung von Standbildern unsers großen Toten beweisen möchte: „Nuch uns war er

*) Die wenigen vorhandenen plastischen Darstellungen der Gestalt Kaiser Wilhelms, wie die Statuen an der Rheinbrücke zu Köln, am Rathause zu Erfurt u. a. m., können als bloßes Beiwerk größerer Bauwerke und als jeden monumentalen Charakters entbehrend hier nicht in Betracht kommen.

teuer, auch uns soll er unvergeßlich bleiben!" Aber vor allen Dingen halten wir für notwendig, daß wir einander selber und dem Auslande auch bei dieser Denkmalsfrage, und gerade bei ihr als einer Herzensfrage jedes Einzelnen, den vollen und wuchtigen Beweis dafür liefern, daß wir uns als ein Ganzes zu fühlen gelernt haben, daß das Bewußtsein, eine Nation zu sein, alle Sonderinteressen, und wären sie noch so berechtigt, nunmehr bei uns unzerstörbar überragt.

Dem Kaiser Wilhelm muß vor allen Dingen ein Nationaldenkmal aufgerichtet werden, und zwar aus Beisteuern seines ganzen Volkes! Zur würdigen Herstellung eines solchen ist kein Genie zu groß, kein Material zu kostbar, kein Preis zu hoch. Eben deshalb müssen die Beiträge zusammenfließen aus der ganzen Nation. Staaten, Gemeinden, Körperschaften, alle einzelnen Deutschen im In- und Auslande, alle, alle müssen zunächst zu dem einen Zwecke sich verbinden; die Goldrollen des Millionärs und die Pfennige des Tagelöhners, sie müssen in einen Strom zusammenfließen, zu einem Denkmal Verwendung finden, bevor an die Errichtung anderer aus Mitteln einzelner Verbände geschritten wird. Ruhte doch Kaiser Wilhelms Vaterauge auf uns allen, allen mit gleicher Liebe! Erst wenn das gemeinsame Werk vollendet steht, mag der Ueberschuß von Patriotismus und Opferfreudigkeit ausladen in dem Zwecke, auch den Bürgern einzelner Städte, den Bewohnern gesonderter Staaten und Provinzen die unvergeßliche Gestalt ihres Einigers in der engern Heimat zum bleibenden Gedächtnis aufzustellen. Erst das Eine, das Große, das Notwendige! Dann das Einzelne, das Kleine, das Erwünschte!

Wir haben das Gefühl, daß jede Mark, die für vereinzelt Kaiserdenkmäler in verschiednen Orten des Reiches herum gesammelt wird, bevor ein Nationaldenkmal steht, vorschnell und ohne Berechtigung ausgegeben ist, und sind der vollen Ueberzeugung, daß dieser Gedanke, einmal ausgesprochen, in den Herzen aller Deutschen Wiederhall finden wird. Möchten wir uns nicht getäuscht haben!

Auf welchem Wege es herbeizuführen sein wird, alle Wächlein zuletzt in einen einzigen großen Strom zu lenken, das zu erörtern erachten wir uns nicht für berufen. Daß der Strom aber in Berlin münden muß, daß das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms in der Reichshauptstadt stehen muß, halten wir für selbstverständlich.

Nicht am Rhein darf es stehen — dort steht bereits das Niederwalddenkmal als würdiges Erinnerungszeichen an die größte nationale Kriegsthat des ersten deutschen Kaisers; auch auf den Kyffhäuser gehört es nicht — denn nicht das romantische alte Wahlreich Barbarossas hat Wilhelm der Siegreiche wieder erstehen lassen und erstehen lassen wollen; ebensowenig gehört es in irgend eine Stadt zweiten Ranges, und wäre sie ihm zu noch so großem Danke verpflichtet — es kann nur in Berlin stehen, der Hauptstadt des neuen Kaiserreiches.

Also seid einig! Sollte ich es erleben, daß Kaiser Wilhelms von Kraft und Milde leuchtendes Antlitz, nachdem unter dem Donner der Geschütze und dem Klänge der Glocken die Hülle von seiner Gestalt gefallen, in erhabener Größe vom ehernen Rosse herab, umgeben von den Gestalten Friedrichs, Friedrich Karls, Bismarcks und Moltkes, auf das Gewimmel seiner Hauptstadt herniedergrüßt, sei es nun inmitten eines bei dem altherwürdigen Hohenzollernschloß zu gründenden Kaiserforums, sei es auf dem zu seiner Umrahmung würdig hergerichteten Pariser Platz, angesichts der historischen Linden und überwacht von der Siegesgöttin auf dem hohen Säulenportal des Brandenburger Thores — dann will ich gern mein Scherflein beitragen zur Aufrichtung des schönsten Marmorbildes für ihn auch in meiner lieben Vaterstadt — und sie ist klein —, bis dahin aber steure ich, steuern wir alle bei zum Nationaldenkmal in Berlin!

„Zenker! Zenker!“ Der Redaktion der Grenzboten wird eine von Hübbe-Schleiden unter dem Titel Sphinx herausgegebene Monatschrift für geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage mit anerkannter Ausdauer zugesandt. Offenbar geschieht dies in der Absicht, daß in den Grenzboten von den Fortschritten auf dem Gebiete der Transzendental-Psychologie Mitteilung gemacht werden möge. Das wollen wir denn auch dem kundgegebenen dringlichen Wunsche entsprechend thun und aus dem Dezemberhefte 1887 den „gutbezeugten Fall von Telepathie: Zenker! Zenker“ vorlegen. Folgendes ist die Thatfache.

„Im Sommer 1882 saßen eines Abends um 7 $\frac{1}{4}$ Uhr vier Personen, Herr Zenker, dessen Frau, Herr Marbach und Fräulein A. N. beim Abendessen in Zenkers Wohnung in Schöningen, welche im ersten Stockwerke eines Eckhauses nach dem Garten und der Straße hinaus gelegen war. Plötzlich hören alle vier Personen zweimal laut »Zenker! Zenker!« rufen, und alle erkennen in der Stimme des Rufenden einen Kollegen des Herrn Zenker, Namens W...z (beide Herren sind Eisenbahnbeamte). Herr Zenker, in der Meinung, den Ruf von der Straße her gehört zu haben, eilt an das Fenster, um Herrn W...z einzuladen, heraufzukommen. Zu seiner Verwunderung aber erblickt er dort niemand. Nun sah Fräulein N. zur Stubenthür hinaus, ob der Ruf vielleicht durch die Hausthür erfolgt sei, aber auch in dieser Richtung war niemand zu entdecken. Man setzte sich wieder zu Tische. Zehn Minuten darauf ertönte abermals genau derselbe Ruf von derselben Stimme: »Zenker! Zenker!« — »Da ruft er wieder,« sagten die Anwesenden wie aus einem Munde, »und zwar vom Garten her.« Dieses mal war es keine Täuschung; da stand Herr W...z auf der Straße, und war gekommen, um Herrn Zenker zu einem Spaziergange abzurufen. Auf Befragen versicherte nun Herr W...z, daß er soeben von seiner Wohnung hergekommen sei und dort vor zehn Minuten noch beim Abendessen gefessen habe; indessen gab er an, daß er allerdings vor etwa zehn Minuten den bestimmten Entschluß gefaßt habe, Herrn Zenker zu einem Spaziergange abzurufen.“

Diese Thatfache wird nun mit aller Gründlichkeit beglaubigt. Es wird ein Plan der Umgebung beigelegt, auf welchem die Häuser, Straßen, Bäume sorgfältig eingezeichnet sind. Die Fenster, von wo aus der Ruf vernommen wurde, und der Ausgangspunkt des Rufes sind vermerkt. Es werden die schriftlichen Aussagen der Beteiligten beigebracht. Es wird festgestellt, daß der erste Ruf unmöglich von Herrn W...z herrühren konnte. Unterm 11. März 1886 schreibt Herr Zenker noch folgendes, was vermutlich zur Erklärung des psychologischen Vorganges dienen soll:

„W...z ist ein Feinschmecker. Ich hatte ein sogenanntes »Eisbein« aus Braunschweig mitgebracht, und meine Frau schickte, wie unter uns als Freunden üblich, ein Stück davon zu W...z durch unsern Hermann. Gerade um die Zeit, daß unser Junge bei W...z war und diesen essend antraf, etwa 7 $\frac{1}{4}$ Uhr, hörten wir dessen Stimme. Als Hermann etwa fünf Minuten später zurückkam, berichtete er auf unsre Frage, »Herr W...z sei gerade beim Essen gewesen, er ließe sich vorläufig bedanken und würde nachher vorkommen.« Von W...z zu mir geht nur ein Weg; er hätte also überhaupt gar nicht zu mir gelangen können, ohne daß er meinen Jungen zweimal hätte passieren müssen, was offenbar nicht geschehen ist, da mein Junge ihn ganz bestimmt gesehen haben würde.“

Also: Herr W...z ist. Vor ihm erscheint das Eisbein, welches auf ihn als einen Gutschmecker einen tiefen Eindruck macht. Er beschließt sich zu bedanken, und sogleich treten die psychologischen Kräfte jener transzendentalen Welt in Thätigkeit,

um — nicht etwa im Innern der Beteiligten, auch nicht mit einem Ausdruck des Wohlgefallens, sondern an einem bestimmten Flecke der Straße mit dem Rufe „Zenker! Zenker!“ laut zu werden. Welchen tiefen Sinn, welches Gefüge zweckmäßiger Ordnung offenbart dieser Fall von Telepathie!

Man könnte fragen, ob nicht eine dritte, unbekannte Person die Hand im Spiele gehabt, ob nicht ein Spaßvogel, welcher wiederholt den Ruf: „Zenker! Zenker!“ gehört und die Gabe hatte, Stimmen nachzuahmen, sich den harmlosen Scherz gemacht habe, Zenker! Zenker! zu rufen. Aber man darf hier durchaus nicht von Spaßvögeln reden, da es sich um ernste Sachen, um das Vorhandensein von Wirkungen einer transzendentalen Psychologie handelt. Man könnte ferner die Frage aufwerfen, ob denn der Ort, von wo aus der Ruf erklingen sein soll, auch zweifellos feststeht. Die Anwesenden waren über die Herkunft des Rufes ursprünglich nicht übereinstimmender Meinung. Es kommt hinzu, daß es sehr schwer ist, eine Klangrichtung festzustellen. Ich selbst habe mit einer in meiner Tasche befindlichen Repetiruhr die erstaunlichsten Kunststücke gemacht, habe sie aus allen Ecken des Zimmers erklingen lassen, und sie war doch in meiner Tasche. So könnte auch hier der Ruf von einem ganz andern Orte ausgegangen sein, als man hernach vermutete, und es würde nicht zu verwundern sein, daß man den Rufenden nicht sah. Aber all diese Erwägungen dürfen nicht angestellt werden, wo bliebe sonst dieser wohlbezeugte Fall von Telepathie, wo bliebe die Fernwirkung der Gedanken, wo bliebe die überfinnliche Weltanschauung auf monistischer Grundlage!

Litteratur.

Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie von Ferd. Groß. Leipzig, Friedrich.

Diese Studie ist offenbar zunächst durch einen glücklichen Fund zur Wertherlitteratur veranlaßt worden, der den Verfasser zu weiteren Nachforschungen anregte. Der Fund bestand in dem verschollenen Buche: *Lettres de Charlotte à Caroline, son amie, pendant ses liaisons avec Werther*. Traduit de l'anglais, welches im Jahre V (1797) bei Dufart in Paris erschienen ist. Das Buch ist als „Kuriosität im Naritätenkabinet der Weltlitteratur“ interessant. Die Angabe, daß es aus dem Englischen übersetzt sei, dürfte nach den Untersuchungen von Groß falsch sein und nur dazu gedient haben, den Standpunkt der englischen Präderie, von dem aus es geschrieben ist, gleich auf dem Titelblatte anzudeuten. Es enthält Briefe Charlottens über Werther und ist kostbar wegen der perfiden Heuchelei, mit der es sich zum Sittenrichter des Goethischen Werkes aufwirft, dessen großartigem Erfolge in ganz Europa es doch seine eigne Entstehung zu danken hat. Groß giebt eine Inhaltsangabe desselben. Was sein Büchlein außerdem von der Verbreitung Werthers in Frankreich berichtet, ist bekannt aus dem Werke Appells: „Werther und seine Zeit“ und andern Schriften. Die Wiederholung desselben dürfte ein größeres Publikum kaum interessieren, obgleich Groß seine Darstellung darauf eingerichtet hat. Er macht auch u. a. die Bemerkung, daß die Begeisterung für Goethe, welche die Romantik in Frankreich auszeichnete und welche namentlich für Sainte-Beuve, den kritischen Meister der Franzosen, so fruchtbar wurde, gegenwärtig drüben ganz geschwunden ist. Zu ihrem eignen Schaden, fügt Groß hinzu, der die französische Litteratur der Gegenwart wohl kennt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.